



Gegründete Hoffnung. Wie unser Glaube zukunftsfest wird.

Impulsvortrag am 24. Juni 2024 beim
Kaminabend des aeu-Kuratoriums in Laupheim

Sehr geehrte Damen und Herren!

„Das Experiment Hoffnung ist weder ein sicherer noch ein leichter Weg, aber es ist der Weg des Lebens mitten im Tode.“¹ Jürgen Moltmann, von dem diese Worte stammen, hat wie kein zweiter Theologe seines Jahrhunderts über die christliche Hoffnung nachgedacht. Weltberühmt wurde der Tübinger Theologe durch seine 1964 erschienene Schrift „Theologie der Hoffnung“². Vor wenigen Tagen ist er im Alter von 98 Jahren gestorben. Moltmanns Insistieren auf der Hoffnung hatte aber nichts mit Vertröstung – nichts mit Opium des Volkes zu tun. Im Gegenteil: Moltmanns Hoffnungstheologie beginnt immer mit der Analyse der Wirklichkeit dieser Welt und ihrer Krisen.

Ich meine, beides gilt uns Christen auch heute: Die Krisen unserer Zeit genau anzuschauen und nach Brücken zur Hoffnung zu suchen. Über die Krisen unserer Zeit muss ich in diesem Kreis nicht viel sagen. In unserem Wirtschaftsland sind Unternehmen wie ein Frühwarnsystem für die großen Konflikte unserer Gesellschaft. Stichworte wie Energiekrise, die Migrationskrise, das Erstarken des Rechtspopulismus in Europa. Die Kriege in der Ukraine und Gaza. Fachkräftemangel und natürlich auch die Folgen des Klimawandels – all das und noch mehr fordern die Unternehmen stark heraus.

¹ Jürgen Moltmann, Das Experiment Hoffnung, 1964, zitiert aus Hoffnungszeichen: Ein Jürgen-Moltmann-Brevier hg. von Reiner Strunk, Gütersloh 2021.

² Jürgen Moltmann, Theologie der Hoffnung. Untersuchungen zur Begründung und zu den Konsequenzen einer christlichen Eschatologie, Gütersloh 1964.

Das eine sind die Geschäftszahlen. Das andere sind die Geschäftsaussichten. Im ifo-Geschäftsklimaindex von Mai 2024 lese ich: „Die Stimmung unter den Unternehmen in Deutschland ist unverändert. Der ifo Geschäftsklimaindex verharrte im Mai bei 89,3 Punkten. Die Unternehmen zeigten sich weniger zufrieden mit der aktuellen Geschäftslage. Die Erwartungen hellten sich hingegen auf. Industrie, Handel und Bau erholen sich, während die Dienstleister einen Dämpfer bekommen. Die deutsche Wirtschaft arbeitet sich schrittweise aus der Krise heraus.“³

Viele Unternehmen machen sich Sorgen um die Zukunft. Und viele Unternehmerinnen und Unternehmer sagen mir: Uns macht das gesellschaftliche Klima Sorgen: Die Wut. Die Angriffe auf Politiker. Die Verrohung der Sprache. Die gesunkenen Bildungsstandards. Die Demagogie in der Politik. Aber auch die Regelungswut und die Angst unbequeme Entscheidungen zu treffen. Und schließlich auch das gesunkene Ansehen der Kirchen. Die Fälle sexualisierter Gewalt haben viel Vertrauen zerstört. Für nicht wenige war das der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte und zum Kirchenaustritt bewegte.

Viele Menschen verunsichert auch, dass sich unsere Gesellschaft so rasant verändert. Viele Traditionen, die lange Zeit den Menschen Halt und Orientierung gaben, sind jetzt brüchig. Das spüren nicht nur die Kirchen, sondern alle großen Institutionen: Die Parteien, die Gewerkschaften, der öffentlich-rechtliche Rundfunk, die Zeitungen – und noch viele mehr.

Wenn ich die Krisen unserer Zeit herunterbreche in den eigenen Erfahrungshorizont, dann erscheint vieles wie ein Verlust. Verlust an Sicherheit. Verlust an Zuversicht. Nicht zufällig trägt ein Bestseller der letzten Wochen den Titel „Zeit der Verluste“. Daniel Schreiber hat ihn verfasst. Er ist kein Theologe. In Ostdeutschland aufgewachsen, ist er auch nicht sonderlich christlich geprägt. Seine Bücher sprechen viele Menschen an. Ich denke, weil er eigene Erfahrungen mit gesellschaftlichen Themen verbindet. Er schreibt anschaulich und trifft das Lebensgefühl von vielen Menschen.

In seinem Buch „Die Zeit der Verluste“ erzählt Daniel Schreiber vom Tod seines Vaters. Über Monate hinweg hat ihn dieser Tod nicht losgelassen, sondern bewegt und erschüttert. Mit dieser persönlichen

³ www.ifo.de/fakten/2024-05-27/ifo-geschaeftsklimaindex-unveraendert-mai-2024.

Erfahrung ist Daniel Schreiber besonders aufmerksam für Verlusterfahrungen, die Menschen an ganz anderen Stellen ihres Lebens machen.

Er schreibt: „Verlust ist eine sonderbare Kategorie, die alles Mögliche einschließen kann, auch Dinge, die nichts miteinander zu tun haben: Das Große und das Kleine, den Alltag und die Weltgeschichte. Wir verlieren Schlüssel, Telefone oder unsere Lieblingskleidungsstücke, aber auch unser Herz, unseren Verstand oder unseren Glauben an die Welt. Und die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass wir mit den daraus resultierenden Gefühlen nur schlecht umgehen können. (...) Trauer gehört für uns alle zum Leben, egal welche biografischen Zufälle dazu führen, dass wir mal früher, mal später mit ihr konfrontiert werden.“⁴ Daniel Schreiber zeigt: Menschen machen Verlusterfahrungen in ihrem persönlichen Umfeld und im Großen Ganzen.

In der Pandemie – besonders in der Zeit der Lockdowns – haben wir alle die Erfahrungen von Verlusten gemacht. Verluste, die die ganze Gesellschaft betreffen. Verlust an der Freiheit, sich mit mehreren Menschen zu treffen. Verlust Feste zu feiern. Verlust des Reisens. Verlust von Verwandten- und Altenheimbesuchen. Verlust von Gottesdienstfeiern und des Singens. Daniel Schreiber beschreibt das Gefühl, wenn ein großer Verlust, der alle betrifft, plötzlich auch im persönlichen Leben ankommt, wenn also das, was wir vorher schon ahnten, jetzt plötzlich ganz konkret mir geschieht. Dieser Erfahrung der Verluste will ich eine persönliche Erfahrung anderer Art an die Seite stellen. Sie beweist nichts. Aber sie macht vielleicht deutlich, um was es mir geht.

Als ich ein kleiner Bub war, haben wir als Familie auf dem Weg in den Urlaub nach Süditalien Station in Rom gemacht. „Wenn wir in Rom sind, besuchen wir die Katakomben“, sagte mein Vater damals. Viele von ihnen werden diese Kilometer langen unterirdischen Gängen mit den in die Felsen gehauenen Gräber aus der Antike kennen. Mein Vater war auch Pfarrer und wollte uns Kindern diesen einzigartigen unterirdischen Friedhof zeigen. Kein Tageslicht gelangte in das Dunkel der Katakomben. Als wir durch die schmalen Gänge gingen, gaben nur kleine Leuchten schwaches Licht. Je länger, je mehr machte mir die Dunkelheit Angst. Ich sah nur noch diese dunklen Gräber. Die Luft war feucht und stickig. Mein Vater bemerkte meine Angst und sagte plötzlich: „Schau mal, dieses Bild“. Ich schaute hin und sah einen Mann. Er trug ein Schaf auf seinen Schultern. Vor fast 2000 Jahren hatte der Maler dieses Bild auf

⁴ Daniel Schreiber, Die Zeit der Verluste, München 2023, 9.

dem Stein aufgetragen. Als Kinderkirchkind wusste ich natürlich, was dieses uralte Motiv bedeutet: Christus, der gute Hirte. Er passt auf seine Schafe auf und beschützt sie. Plötzlich war meine Angst wie weggeflogen – obwohl sich die äußeren Gegebenheiten gar nicht geändert hatten. Noch immer war es dunkel, eng und stickig.

Für mich ist diese Erfahrung bis heute erhellend: In einer unterirdischen Stadt der Toten unterwegs zu sein, ohne natürliches Licht und umgeben von Gräbern, das ist eine Erfahrung, die viel mit unseren Verlusten zu tun hat, auch dem Verlust von Hoffnung. Aber gerade hier unten, im Schattenreich des Todes, machte ich eine überraschende Entdeckung: Im Licht einer Taschenlampe sah ich dieses Bild eines Mannes, der ein Schaf auf den Schultern trägt. Es handelt sich um ein Fresco aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. aus der römischen Calixtus-Katakombe. Es zeigt einen Hirten, der ein verirrtes Schaf zurück zur Herde trägt. In der christlichen Ikonografie steht der gute Hirte, wie im berühmten Psalm 23 für den treuen Gott. Dort heißt es über diesen Hirten: „und ob ich schon wanderte im finsternen Tal fürchte ich kein Unglück. Denn Du bist bei mir“⁵. Im Neuen Testament greift Jesus dieses Bild auf und sagt über sich „Ich bin der gute Hirte (...) Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie und sie folgen mir (...) und niemand wird sie aus meiner Hand reißen“⁶

Meine Erfahrung als Kind bestand also in einer Verknüpfung: Das Bild von einem Hirten habe ich mit Christus, dem guten Hirten verbunden. Diese Verknüpfung geschah aus dem Wissen heraus, bedurfte aber dem Anstoß meines Vaters. Für mich zeigen sich da drei Erfahrungsstränge, die eine erste Erklärung geben, wie unser Glaube zukunftsfähig wird.

Der erste Erfahrungsstrang: Als Kind war ich neugierig, in eine Katakombe hinabzusteigen. Als ich dann Angst bekam, habe ich die Erfahrung gemacht, dass es in den Katakomben etwas gibt, das mich stärken kann. Diese Facette des Glaubens nenne ich jetzt einfach einmal „Mut zum Dunkel“. Oft weiß unser Herz, wo das Dunkel ist und wie dringend andere unsere Gegenwart im Dunkel benötigen. Die Kranken und die Sterbenden, die Einsamen und die Ausgegrenzten, die Fremden und die, die uns näher sind, als uns lieb ist. „Mut zum Dunkel“: Einem Sterbenden die Hand halten. „Mut zum Dunkel“: Mit einem Verzweifelten die Sinnlosigkeit ertragen. Die Coronazeit war voll von diesen unbequemen und zehrenden Momenten, aber auch jetzt ist der „Mut zum Dunkel“ gefragt.

⁵ Psalm 23,4.

⁶ Johannes 10, 11+27f.

Der zweite: Als Kind habe ich meinem Vater vertraut. Nicht nur dort war er für mich ein Vorbild, ebenso meine Mutter, die jeden Abend mit uns Kindern gesungen und gebetet hat. Wir brauchen solche Vorbilder. Menschen, die uns im Glauben vorangehen. Denen wir über die Schultern schauen dürfen, wenn es für uns eng wird.

Die neueren kirchensoziologischen Untersuchungen zeigen sehr deutlich: Glaube wird nicht mehr selbstverständlich vererbt. Wenn die Eltern mit den christlichen Glaubensinhalten nichts oder nur sehr wenig anfangen können, dann sind sie weder bereit, noch in der Lage, ihren Kindern diesen Glauben vorzuleben. Kinder haben dafür ein feines Gespür. Sie merken genau, ob ich als Erwachsener meinen Kindern einen Kinderglauben verordne, von dem ich mich schon lange verabschiedet habe, weil ich den Glauben als Ganzen nicht für tragfähig halte. Oder, ob mein Glaube sich mit mir durch die Jahre weiterentwickelt hat, so dass er mich auch noch heute trägt.

Der dritte Erfahrungsstrang: Die Katakombenerfahrung macht deutlich: Glaube und Bildung hängen eng zusammen. Wenn ich die Geschichte von Jesus als dem guten Hirten nicht gekannt hätte, wäre das Bild stumm geblieben. Für mich heißt das: Wir müssen viel stärker als bislang in Bildung investieren. Und es gilt noch etwas: Mehr denn je brauchen wir in unserer Kirche eine neue Konzentration auf das, was im Zentrum steht: Religiöse Erfahrung, oder wie es Thomas Erne sagte: Wir brauchen „Daseinsweitung“⁷.

Unser ständiges Reden von Strukturen, von Prozessen und von Zielen, übersieht, dass es gerade diese Erfahrung ist, die Menschen in einer technisierten und weitgehend säkularen Gesellschaft mehr denn je machen wollen. Religiöse Erfahrungen.

Religiöse Erfahrungen können in Kirchen und an kirchlichen Orten gemacht werden. Diese Orte gilt es neu zu entdecken und ihre Chancen zu nutzen, auch in unserem kirchlichen Arbeiten. Klassischer Kirchlicher Ort: Die Kirchengebäude in Dörfern und Städten. Etwa die Reutlinger Marienkirche. Dort wird immer eine Musik zur Marktzeit angeboten.

⁷ Thomas Erne, Daseinsweitung, Sakrale Kunst im Ulmer Münster im Spannungsfeld von ästhetischer Rezeption und religiösem Anspruch Vortrag zum Kolloquium „Rudolf Yelin und die Glasmalerei der Nachkriegszeit im Ulmer Münster“ am 16. März 2023, 7.

Viele Menschen nehmen Platz im schönen Kirchenraum und lauschen der Orgelmusik – mehr Menschen als bei manchem regulären Gottesdienst. Diese Chance der Daseinsweitung gilt es zu nutzen. Gestern traf ich dort zufällig einen Reutlinger Unternehmer. Er hat eine sehr große Summe für die Renovierung der Orgel gespendet – genau mit dieser Begründung. Oder ich denke an die neuen Kirchenfenster im Ulmer Münster. Eines davon wurde komplett von der Ruth-Merckle-Stiftung gespendet – Daseinsweitung. Hier machen Menschen religiöse Erfahrung jenseits von Worten. Das wurde mir auch in der Pandemie deutlich. Das Ulmer Münster war immer offen – auch im Lockdown. Und wer in diesen Zeiten das Ulmer Münster betrat, verlies es anders. Gestärkt und ermutigt. Wie viele Seuchen und Kriege hat dieser Kirchenraum in den Jahrhunderten erlebt. Wie viele Gebete gehört? Aber kirchliche Orte sind auch Kindertagesstätten in kirchlicher Trägerschaft oder die Hoffnungshäuser von Ihnen, lieber Herr Merckle. Orte der Daseinsweitung.

Wenn ich die Erfahrung in der römischen Stadt der Toten als Ganze betrachte, ist mit ihr eine doppelte Hoffnung verbunden: Hoffnung findet sich dort, wo auch die Erfahrung der Angst ist. Ich zitiere nochmals die Worte Jürgen Moltmanns zu Beginn: „Das Experiment Hoffnung ist weder ein sicherer noch ein leichter Weg, aber es ist der Weg des Lebens mitten im Tode.“

Ein Zweites: Hoffnung ist in großen Zeiträumen erfahrbar.

Menschen setzen sich dem Dunkel des Todes aus und seit über 1700 Jahren macht ihnen der gute Hirte Mut und lässt ihre Angst schwinden. Für mich heißt das: Wir müssen lernen, die Hoffnung in größeren Zusammenhängen und mit langem Atem zu denken. Mir wurde das bei Katholikentag in Erfurt wieder deutlich:

1978 wollten sich einige Frauen mit der Einführung von „Wehrkunde“ als Unterrichtsfach an Schulen und der weitergehenden Militarisierung in der DDR nicht abfinden. Eingaben hatten keinen Erfolg. Das war Anlass, sich wöchentlich zu einem ökumenischen Friedensgebet zu treffen. Am 07.12.1978 begann dies in Erfurter St. Lorenzkirche und findet seither jeden Donnerstag statt. Von dort breiteten sich die Friedensgebete in der ganzen DDR aus. Die Menschen hielten an der Hoffnung fest. Hier hatte die friedliche Revolution ihren Ursprung. „Wir sind das Volk“ – wie anders klingen diese Worte nach einem Friedensgebet und wie anders nach einer Veranstaltung von Wut-Bürgern? Die gleichen Worte aber ein völlig anderer Geist.

Gegründete Hoffnung

Eine Gesellschaft, die Angst vor der Zukunft hat, braucht Ermutigung und Zuversicht. Das ist unbestritten. Aber, wo verläuft der schmale Grat zwischen Trost und Vertröstung, zwischen berechtigter und unberechtigter Hoffnung?

Hoffnung ist im Neuen Testament immer mit einem Grund der Hoffnung verbunden: Jesus Christus. Diese Hoffnung, auf Christus gegründet, ist kein Triumph über die Gegenwart, sondern die Aufforderung, die Welt neu mit den Augen des gekreuzigten und auferstandenen Christus zu sehen. Daher ist diese Hoffnung auch paradox. Die christliche Hoffnung gründet sich nicht in der Macht Christi, sondern in seiner Ohnmacht.

Gegründete Hoffnung ist also kein Marktphänomen, was Hoffnung nach den Chancen ihrer konkreten Verwirklichung bewertet. Wer stattdessen von gegründeter Hoffnung spricht, der bezieht sich auf diesen Grund der Hoffnung. Er ist in der Hoffnung verwurzelt. Diese Verwurzelung hat eine persönliche Seite und eine gesellschaftliche.

Wer diese Verwurzelung für sich spürt, der wird für andere zur Hoffnung. Solche Hoffnungsträgerinnen und -träger treffe ich bei meinen Besuchen in Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen immer wieder an. Das sind Menschen, die sich in der Nachbarschaft für Einsame, Kranke und Schwache engagieren. Das sind Christinnen und Christen, die Geflüchteten beim Gang auf die Ämter helfen oder einer jungen Familie aus der Ukraine Wohnraum zur Verfügung stellen. Das sind die vielen Ehrenamtlichen in unserem Land, die den Zusammenhalt stärken und sich an die Seite der Schwachen stellen.

Meine Erfahrung ist, dass diejenigen, die sich engagieren und anderen helfen, dies aus einer Verwurzelung heraus tun. Sie fühlen sich mit anderen verbunden, sie fühlen sich getragen, sie sind dankbar für Orientierung.

Die Politik würdigt dieses Engagement und würdigt diese Hoffnungsmenschen. Aber sie koppelt zunehmend diese Würdigung von ihrem institutionellen Background ab. Wir brauchen Hoffnungsmenschen für Hoffnungsnarrative.

Aber diese Menschen müssen die Chance bekommen, sich zu verwurzeln: In einer Familie, in einem Jugendkreis, in der Schule und mit kirchlichen Angeboten im Stadtteil. Kirche ist gerade im ländlichen Raum auch weiterhin ein verlässlicher Partner für diese Angebote zur Verwurzelung.

Und daneben gibt es so viele Hoffnungsgeschichten, die von älteren und alten Menschen geschrieben werden. Ich habe z.B. einen Diakon in meiner Heimat vor Augen. Seit seiner Pensionierung ist er verstärkt ehrenamtlich aktiv. Er organisiert Hilfstransporte in die Westukraine. Er sammelt Hilfsgüter, verlädt sie und führt sie bis an die polnisch-ukrainische Grenze. Dann übernimmt ein Freund von ihm, ein ukrainischer Pfarrer und steuert den Hilfstransport bis ans Ziel – oft unmittelbar an der Front. So viel un-aufgeregte Hilfsbereitschaft, so viel Gottvertrauen und Tatkraft!

Der Inhalt der Hoffnung

Der Theologe Jürgen Moltmann hat die Zeitlichkeit der Hoffnung neu gedeutet und in biblische Horizonte gestellt. Er spricht – zunächst etwas überraschend – von der „erinnerten Hoffnung“! Im Blick auf das Alte und das Neue Testament schreibt er: „Israels Glaube ist eingespannt zwischen die Erinnerung an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und die Hoffnung auf das Kommen seines Reiches. Dieser Glaube ist erinnerte Hoffnung. (...) Weil man sich Gottes erinnern muss, um auf ihn vertrauen zu lernen, darum muss man seine Geschichten mit seinem Volk von Generation zu Generation weitererzählen und durch die eigenen Erfahrungen interpretieren.“⁸

Christliche Hoffnung hat in ihren Bildern und Visionen beides: Etwas Rückwärtsgewandtes und etwas Überschießendes, der Zukunft Zugewandtes – das ist „erinnerte Hoffnung“. Im letzten Buch der Bibel heißt es über diese Zukunft: „Dann wird Gott abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“.⁹

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an den württembergischen Theologen und späteren Politiker, Christoph Blumhardt. Für Blumhardt verkörperte Jesu Predigt vom Reich Gottes die Zukunftsverheißung der Bibel. Das Reich Gottes als Zeitenwende, so viel war klar.

⁸ Jürgen Moltmann, *Der Weg Jesus Christi*, Gütersloh 1989, 230.

⁹ Offb. 21,4.

Aber wieviel Welt steckt im Reich Gottes? Und beginnt es schon jetzt und hier unter uns? Diese Frage trieb den Sozialdemokraten Blumhardt Zeit seines Lebens um, der sagte: „Ich habe nie in meinem Leben etwas anderes beobachtet als das Reich Gottes, (...). Schon von Kind auf habe ich nie etwas anderes gesucht als das Reich Gottes und habe deswegen auch ein ziemlich scharfes Auge“.¹⁰

Das scharfe Auge ist ein gutes Bild. Das scharfe Auge brauche man nicht nur, so Blumhardt, um die Not zu sehen, sondern um das zu erkennen, was die Not heilt. Christliche Hoffnungsnarrative sind daher Sehschulen der Hoffnung.

Jesus vergleicht das Neue, was wächst, mit einem Senfkorn. Hoffen heißt, den kleinen Anfängen zu vertrauen. Vor wenigen Wochen wurde in der württembergischen Landeskirche ein Preis vergeben, der an den alttestamentlichen Propheten Amos erinnert und besondere Mutmacher auszeichnet. In diesem Jahr wurde die kleine evangelische Kirchengemeinde Spenberg in Ostbrandenburg ausgezeichnet. Seit Jahren setzt sie Zeichen gegen Rechtsradikalismus und Alltagsrassismus setzt. Der Ort, wo dies geschieht, ist klein, aber er macht Mut und ist Ansporn für viele andere Gemeinden.

Ein letzter Gedanke dazu: Jede Hoffnungsrede muss sich an der Wirklichkeit messen. Aber sie darf sich nicht in ihre Geiselhaft begeben. Jürgen Moltmann begriff schon früh, wie groß die Kraft der Veränderung ist, die von der Hoffnung ausgeht. Moltmann traut der Hoffnung etwas zu: Nämlich, dass Hoffnung unsere Welt verändern kann. Allen, die der Hoffnung glauben wollen, geht es um die Spannung zu der Welt, wie sie jetzt ist.

Jürgen Moltmann bringt dieses Diktat der Wirklichkeit in das Bild: Gerade das ist nicht Hoffen, wenn ich „der Wirklichkeit ihre Schleppe nachtrage, sondern die Fackel voran“¹¹. Hätte Martin Luther King etwa „der Wirklichkeit die Schleppe nachgetragen“, hätte er sich mit der Rassentrennung abgefunden. Er tat dies nicht. Moltmann sieht in der Hoffnung eine Kraft, die die Wirklichkeit schon jetzt verändern kann. Die Hoffnung ist eine Fackel, deren Licht wir hier und jetzt schon folgen können. Und wenn wir mit dieser Fackel unterwegs sind, brauchen wir uns um die Zukunft nicht sorgen.

¹⁰ Ansprache am 05.10.1898 <https://www.ev-akademie-boll.de/akademie/ueber-uns/geschichte/christoph-blumhardt/reich-gottes.html>.

¹¹ Jürgen Moltmann, *Theologie der Hoffnung. Untersuchungen zur Begründung und zu den Konsequenzen christlicher Eschatologie*, Gütersloh (1964) 1997, 13f.